

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Evangelische Kirche in Hessen und Nassau
Wie hältst du es mit der Bildung? **111**

Interview: Martin Luther über Bildung
und Erziehung **114**

Frankfurter Oper und christliche Ikonographie
Tosca und das Kreuz...? **116**

Vortrag: Die Kultur,
die Kunst und der Protestantismus **122**

Liebe Leserin, lieber Leser,

es gibt viel Bildung im Raum der Evangelischen Kirche: in Kindertagesstätten und Familienbildungsstätten, in Akademien und Predigerseminaren, in Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung, im Konfirmandenunterricht, in kirchlichen und diakonischen Ausbildungsstätten. Schon die Reformation war auch eine gesellschaftswirksame Bildungsbewegung – mit Melanchthon als einem ihrer prononcierten Vorreiter. Und heute stellen neben dem staatlichen Bildungssystem beide „Kirchen und deren Gemeinden die größte Bildungseinrichtung in der Bundesrepublik Deutschland dar“ (Evangelischer Erwachsenenkatechismus 2006, S. 415). Was aber meint „Bildung“? Auch in der evangelischen Kirche gibt es im Verständnis des Begriffs unterschiedliche Facetten. Da geht es um die Persönlichkeitsbildung des Individuums ebenso wie die eher funktional ausgerichtete Aus-, Fort- und Weiterbildung. Da heißt „Konfirmandenunterricht“ seit einiger Zeit „Konfirmandenarbeit“. Da ist von „Lehre“ und „Unterweisung“ die Rede, aber auch von der Gestaltung von „Bildungsprozessen“. Ebenso aufschlussreich wie wegweisend für das Verständnis des Bildungsbegriffs ist der Rückgriff auf die Reformation und auf die mystische Tradition des Mittelalters, deren Interpretation sich modifiziert später im Pietismus wieder findet: das lateinische „formare“ für „bilden“ bezogen schon die Mystiker auf das Leibliche wie das Seelische des Menschen. So wurde bei ihnen der Bildungsbegriff sozusagen „ganzheitlich“ ausgeweitet: vom handwerklich-künstlerischen Gestalten auf die Prägung der Seele durch Christus. Das findet sich dann im Pietismus unter veränderten Vorzeichen wieder. Für Martin Luther wiederum war Bildung

ebenfalls mit religiösem Gehalt gefüllt. Sie begann in der Familie und sollte sich in der Schule fortsetzen – durchaus mit beabsichtigten ordnungspolitischen Auswirkungen.

Christliche Bildungsprozesse sind – das zeigt schon die reformatorisch geprägte Historie – also immer religiös verankert, werden institutionell abgesichert und haben nicht zuletzt einen kulturkritischen Impetus: So wendet sich Luther auch in seinen Vorstellungen von Bildung gegen die Gesetzlichkeit der damaligen römisch-katholischen Kultur und August Hermann Francke gegen eine funktionale Engführung des Bildungsbegriffes. So hat dieser Begriff heute in der Kirche diese vielen bereits genannten Dimensionen: Wissenserwerb, Persönlichkeitsentfaltung, soziales Lernen, Erwerb von kultureller und gesellschaftspolitischer Kompetenz – ebenso traditionsbezogen wie traditionskritisch, alles aber theologisch begründet in der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Auch wenn es in unserem Hessischen Pfarrblatt diesmal schwerpunktmäßig um „Bildung“ geht, kann das große Thema durch die hier zusammengefassten Beiträge allenfalls an den Rändern gestreift werden. Aber immerhin: Luther höchstselbst kommt zu Wort, und in einem eher kirchenpolitisch ausgerichteten Artikel fragt Wolfgang Lück nach dem Stellenwert in der EKHN. Eher indirekt nimmt auch Marian Zachows Beitrag über die aktuelle Inszenierung der Puccini-Oper „Tosca“ in Frankfurt das Bildungsthema wieder auf. Denn hier kommen die Aspekte von Ästhetik und einer christlich-kirchlich „durchbildeten“ Kultur zur Sprache.

Wir hoffen jedenfalls, mit diesem Heft erneut zu Ihrer Meinungsbildung beigetragen zu haben und grüßen Sie herzlich,

Ihre Susanna Petig und

Maik Dietrich-Gibhardt

Wie hältst du es mit der Bildung?

Wolfgang Lück

In seinem jüngsten Buch „Kirchendämmerung“ hat Friedrich Wilhelm Graf einmal wieder daran erinnert, dass der Protestantismus seinem Wesen nach eine Bildungsreligion sei. Die evangelischen Kirchen negierten aber heute vielfach diese ihre Herkunft. Graf schreibt: „Eine Sozialgestalt des Christentums, die ursprünglich durch die innere Einheit von Glaube und Bildung bestimmt war, ist heute weiterhin durch ein elementares Bildungsdilemma geprägt“ (F. W. Graf, Kirchendämmerung, München 2011, S. 50). Einerseits gebe es ein Problem in der Pfarrerschaft, die das Bild einer autonomen, gebildeten Persönlichkeit für unkirchlich oder gar unchristlich hielte (S. 56). So werde andererseits das gedankliche Anspruchsniveau in der Kirche immer mehr abgesenkt zugunsten einer Kommunikation, die sich an vermeintlich Unmündige richte (S. 62f.).

Solche Sätze lassen mich fragen, welchen Stellenwert Bildung in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hat. Zwanzig Jahre war ich leitend in der Erwachsenenbildung der EKHN tätig. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an so manches. Die neuere Entwicklung habe ich nur noch grob verfolgt. Im besonderen will ich aber der Frage nachgehen, wie Bildung in der Kirchenordnung vorkommt, die ja erst kürzlich revidiert worden ist. Was der Kirche wichtig ist, müsste ja eigentlich auch in ihrer Ordnung stehen.

Ich beginne mit ein paar Erinnerungen. Im Reformprozess der zurückliegenden Jahrzehnte kam es zur Konstituierung von Handlungsfeldern, die zum Wesen der Kirche gehören sollten. Neben den Feldern Verkündigung, Seelsorge, gesellschaftliche Verantwortung, Ökumene gibt es auch das Handlungsfeld Bildung und Arbeit mit Zielgruppen. Den Handlungsfeldern zugeordnet wurden Arbeitszentren, in denen themenbezogen alle übergemeindlichen Werke, Dienste usw. zusammengefasst wurden. Nicht alle der ehemals selbständigen Einrichtungen waren mit dieser Neuordnung einverstanden. Im neu gebildeten Zentrum Bildung wurden die Fachbera-

tung der Kindertagesstätten, die Kinder- und Jugendarbeit, die Frauenhilfe sowie die Familien- und Erwachsenenbildung mit Männer- und Seniorenarbeit vereinigt. Bildung als Begleitung im Lebenslauf hätte so sinnfällig werden können. Doch schon nach zehn Jahren scheint das Zentrum Bildung vor dem Aus zu stehen. Durch die neue Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche in Kurhessen und Waldeck wird es wohl dazu kommen, dass die Fachberatung der Kindertagesstätten wieder unter die Oberhoheit des Diakonischen Werks kommt und damit eher in den Bereich des Sozialen als der Bildung gebracht wird. Die Kinder- und Jugendarbeit hatte immer darauf bestanden, dass sie keine Bildung betreibe, sondern Zielgruppenarbeit mit entsprechender Politik. Die Frauenhilfe hatte schon früh auf ihrer Eigenständigkeit im Rahmen des Zentrums bestanden und betont, dass sie sich um die Belange der Frauen kümmere und sie im eigentlichen Sinn keine Bildung betriebe. Nach der Neuordnung der gesamten Frauenarbeit in der EKHN kam es zur organisatorischen Ausgliederung aus dem Zentrum. Die verbleibende Familien- und Erwachsenenbildung scheint man jetzt dem Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung zuordnen zu wollen.

Ob es so kommt, ist noch nicht ausgemacht. Klar war eigentlich immer, dass keine Einrichtung der EKHN außer der Familien- und der Erwachsenenbildung Bildung als ihre Aufgabe ansieht, wenn man unter Bildung das Fördern und Stärken der Individuen versteht. Die meisten Einrichtungen haben das Ziel, Gruppen oder Gemeinden zu konstituieren. Die Aus- und Fortbildung dient der kirchlichen Berufstätigkeit. Lediglich für den Religionsunterricht gilt das Prinzip der Bildung, jedenfalls, wenn er die Denkschrift der EKD von 1994 zur Richtschnur nimmt. Der Titel der Denkschrift ist ein Programm von Bildung: „Identität und Verständigung“. Doch schon für den Konfirmandenunterricht gilt das nicht mehr. Da wurde aus dem Unterricht die Konfirmandenarbeit, die, wenn man den Namen ernst nimmt, nicht die Selbständigkeit, sondern die Eingliederung

der Einzelnen in eine Gruppe vorsieht. Schaffung von Gruppen und Gemeinden und Politik in dem jeweiligen Feld sind in der Regel die Ziele der kirchlichen Arbeit.

Die Einrichtung von Handlungsfeldern hat allerdings auf der Ebene der Dekanate oder wie jetzt formuliert wird in der „Kirche in der Region“ zu Innovationen geführt. Hier wurden Stellen eingerichtet, s.g. Profil- oder Fachstellen, die die Handlungsfelder gestalten sollten. Die Stellen sind je nach Größe des Dekanats in einem Umfang von ein Viertel bis voll dimensioniert. In manchen Fällen sind auch Stellen verschiedener Handlungsfelder miteinander kombiniert. So kann gesellschaftliche Verantwortung mit Bildung oder Ökumene verbunden sein. Durch diese neuen Stellen hat Bildung in den Dekanaten einen größeren Stellenwert bekommen. Vielfach werden für die Angebote Programmhefte herausgegeben. Vorträge. Seminare, Reisen usw. werden annonciert. Die Förderung der Einzelnen liegt im Ziel.

2003 kam es zur Erstellung eines Bildungsberichts der EKHN. Es gelang, alle Einrichtungen, die in irgendeiner Weise Bildung, Ausbildung, Fortbildung oder Unterricht zu ihren Aufgaben rechneten, zusammenzuholen und ein gemeinsames Berichtsraster zu erstellen. Der Bericht wurde in der Herbsttagung der Kirchensynode vorgestellt. Er wurde zur Kenntnis genommen. Über irgendwelche Auswirkungen ist mir allerdings nichts bekannt geworden.

Traditionell wird in der Kirche unter Bildung Unterricht (Religions- und Konfirmandenunterricht) sowie Aus- und Fortbildung der Mitarbeitenden verstanden. Erwachsenen- und Familienbildung gibt es eigentlich nur, weil in diesem Feld staatliche Zuschüsse winken. Im Sinne von Unterricht, hier allerdings auch mit dem Anspruch von besonderer pädagogischer Förderung, hat die EKHN in den vergangenen Jahren große Initiativen gestartet. Mehrere kirchliche Grundschulen und sogar ein kirchliches Gymnasium wurden gegründet. Eine Evangelische Fachhochschule gibt es länger. Schulische Bildung ist wie die Aus- und Fortbildung anerkannt. Außerschulische Bildung wird weitgehend nicht als kirchliche Aufgabe gesehen. Das dieser Aufgabe verpflichtete Zentrum Bildung steht möglicherweise auch deshalb zur Disposition. Wesensäußerung der Kirche scheint Bildung nicht zu sein. Das spie-

gelt sich auch in der Kirchenordnung wider, die kürzlich revidiert wurde. Dort müsste man ja eigentlich die für die Kirche konstitutiven Aktivitäten finden können. Was nicht in der Kirchenordnung steht, ist tendenziell ins Belieben der jeweiligen Gremien und Entscheidungspersonen gestellt. Wie und wo findet sich Bildung in der Kirchenordnung?

Beginnen wir mit einem für diesen Sachverhalt am Rande liegenden Phänomen. Mehrfach wurden die Handlungsfelder erwähnt. Wie konstituieren sich die Handlungsfelder, zu denen ja auch das der Bildung gehört? Handlungsfelder werden in der Kirchenordnung nirgends eingeführt. Es gibt keine Erwähnung der Handlungszentren, die ja die Handlungsfelder unterstützen sollen. Lediglich im Artikel 17 „Auftrag des Dekanats“ heißt es: „Das Dekanat trägt Verantwortung für die Entwicklung der kirchlichen Handlungsfelder in seinem Gebiet...“ Im Artikel 22 „Aufgaben der Dekanatsynode“ wird unter (1) 3. entsprechend formuliert: „Die Dekanatsynode ... hat insbesondere folgende Aufgaben: ...3. für die Gestaltung der kirchlichen Handlungsfelder zu sorgen“. Weder in den Artikeln, die die Kirchengemeinde betreffen, noch in denen, die sich auf die Gesamtkirche beziehen, kommen die Handlungsfelder vor und sie werden auch nirgends – wie bereits gesagt – formal und inhaltlich eingeführt. Dass sie beim Dekanat erscheinen, dürfte mit dem Ziel der Stärkung der „Kirche in der Region“ zusammenhängen.

Begriff und Wort Bildung erscheinen in der Kirchenordnung der EKHN, sieht man einmal von der Wortzusammensetzung mit Aus- oder Weiter- ab, nicht. So ist zu fragen, was denn näherungsweise gesagt wird, wenn bildendes Handeln gemeint ist. In einem Entwurf für die Neufassung der Kirchenordnung hat es im Übrigen einmal den Bildungsbegriff gegeben. In der Drucksache Nr. 13/08 der Synode der EKHN lautete der Artikel 4 „Berufung“ wie folgt: „Alle Glieder am Leib Christi sind berufen, das Evangelium in Wort und Tat in allen Lebenszusammenhängen, insbesondere auch in Diakonie und *Bildungsverantwortung* zu gestalten. Nach dem Maße ihrer Kräfte übernehmen sie Ämter und Dienste...“ Den Satzteil „insbesondere auch in Diakonie und Bildungsverantwortung“ kann man so verstehen, und darauf deutet das „insbesondere auch“ hin, dass hier die wichtigsten Punkte genannt werden, die auf gar keinen Fall fehlen dürfen. In

der am 20. Februar 2010 (ABL. 2010 S. 118) von der Kirchensynode verabschiedeten Fassung fehlt nun dieser Satzteil. Das kann bedeuten: Die Synode hat das „insbesondere auch“ nicht als Heraushebung verstanden, sondern nur als die Nennung von Beispielen gelesen und den Zusatz für überflüssig gehalten. Es kann aber auch bedeuten, dass die Synode die Heraushebung von Diakonie und Bildungsverantwortung nicht mitmachen wollte. Ich vermute, dass es um eine bewusste Ablehnung der Heraushebung ging. Möglicherweise hielt man das theologisch nicht für vertretbar. Es ist ja auch deutlich erkennbar, dass bei der Nennung von Diakonie und Bildungsverantwortung es nicht um die Stärkung der Kirche, sondern um die Unterstützung der einzelnen Menschen geht. Weder Diakonie noch Bildung können Ziele einer um sich selbst besorgten Kirche sein. Sie sollten deshalb auch nicht so herausgehoben sein. Über die wahren Hintergründe ist mir allerdings nichts bekannt.

Nun gibt es selbstverständlich auch in der EKHN Handeln mit Elementen von Bildung. Zunächst ist an die Wortzusammensetzung „Ausbildung“ und „Weiterbildung“ zu denken. Nach Artikel 47 „Aufgaben der Kirchenleitung“ hat die Kirchenleitung laut Absatz (1) 6. „die Verantwortung für die Ausbildung des theologischen Nachwuchses...“ und 7. „die Verantwortung für die theologische Weiterbildung“ (gemeint ist die Weiterbildung der Theologinnen und Theologen) und 8. „die Verantwortung für die Gewinnung, Ausbildung und Weiterbildung für die Gewinnung, Ausbildung und Weiterbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im kirchlichen Dienst“. Hier handelt es sich eindeutig um berufsbezogene Bildung. Sie gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Kirche tritt als Arbeitgeberin auf.

Begriffe, die bildendes Handeln sonst noch beschreiben können, finden sich im Übrigen nur im Zusammenhang mit der Darstellung der Aufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern. Die Terminologie ist allerdings nicht einheitlich. Es geht jedoch immer um die traditionelle Trias, die sich auch in der Lehrstuhlstruktur der Praktischen Theologie an den Universitäten und die Professorenstellen des Theologischen Seminars Herborn findet: Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht bzw. Homiletik inklusive Liturgik, Poimenik und Katechetik. Dreimal kommt diese Trias in der Kirchenordnung vor. Nicht recht erkennbar ist, worin die Absicht der jeweiligen Variante liegt. Zweimal kommt

die Wendung im Artikel 7 „Das Pfarramt“ vor. Dort heißt es von den Pfarrerinnen und Pfarrern, sie seien mit der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung beauftragt. „Sie sind für diesen Dienst berufen und haben die Verantwortung hierfür in Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht wahrzunehmen“. Ein eigenständiges Bildungshandeln ist nicht vorgesehen. Unterricht ist der Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung untergeordnet. Ein Verständnis von Bildung, wie es etwa Hartmut von Hentig mit seiner Definition anspricht, Bildung solle „die Menschen stärken und die Sachen klären“, ist nicht gemeint. Ebenfalls im Artikel 7 kommt die Trias im Ordinationsvorhalt vor. Da heißt es u.a.: „Du wirst nun berufen, zu predigen, zu taufen und die Feier des Abendmahls zu leiten. In Gottesdienst, Seelsorge und Lehre sollst du am Aufbau der Gemeinde mitwirken, sie zur Einheit unter Jesus Christus rufen und zum Dienst in der Welt ermutigen“. Hier wird von Lehre gesprochen. Damit möchte man wohl auf einen größeren Rahmen abheben als nur den Unterricht. Ziel ist aber eindeutig nicht die Bildung der einzelnen Menschen, sondern der Gemeindeaufbau. Im Artikel 15 Abschnitt (1) „Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrer“ findet sich die Trias ein drittes Mal: „Die Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrer haben im Rahmen der kirchlichen Ordnung den Auftrag und das vorrangige Recht, in der Kirchengemeinde die öffentliche Wortverkündigung auszuüben, Amtshandlungen vorzunehmen sowie die Seelsorge und Unterweisung wahrzunehmen“. Der Begriff der Unterweisung ist in der Geschichte der Religionspädagogik verbunden mit der Unterordnung unter den Verkündigungsauftrag. Die Teilnehmenden sind die Empfangenden. Ein Programm, wie es die schon erwähnte EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht schon im Titel fordert, gehört nicht dazu: „Identität und Verständigung“.

Bildendes Handeln könnte nun des Weiteren auch mitgemeint sein, wenn Sammelbegriffe verwendet werden. So heißt es z.B. im Artikel 6 (4): „Die Dienste der Verkündigung, der Leitung und weitere Dienste werden durch Kirchengesetz in Form von Ämtern geregelt“. Zu „weiteren Diensten“ mag dann auch Bildungsarbeit gehören. Entsprechendes lässt sich denken in der Formulierung von Artikel 10 „Auftrag der Kirchengemeinde“ im Absatz (1):

„Sie ... fördert den Glauben der Einzelnen“. Der Kirchenvorstand ist laut Artikel 13 (1) „für das gesamte Gemeindeleben verantwortlich“. Dazu können ja auch Bildungsveranstaltungen gehören. Entsprechend wird bei den Aufgaben des Kirchenvorstands in Absatz (3) 2, „die Ordnung und Gestaltung des kirchlichen Lebens in der Kirchengemeinde“ genannt. Warum sollten da nicht auch Seminare mitgemeint sein? Das „kirchliche Leben“ wird auch bei den Zuständigkeiten des Dekanats in Artikel 17 aufgeführt, ebenso beim Auftrag der Kirchensynode in Artikel 31 (2). Artikel 45 gibt der Kirchensynode die Möglichkeit, einen Bildungsausschuss einzurichten: „Darüber hinaus kann sie für bestimmte Sachgebiete oder aus besonderem Anlass weitere Ausschüsse bilden“. Bildung ist nicht ausgeschlossen. Sie ist möglich, ihr wird aber kein herausragender Stellenwert beigemessen.

Zwei Punkte sind der Evangelischen Kirche in Hessen allerdings besonders wichtig, nämlich die Punkte, bei denen es um eine Zusammenarbeit mit dem Staat geht. Das betrifft die Theologischen Fakultäten und andererseits den Religionsunterricht. Beides wird in einem eigenen Unterabschnitt der Kirchenordnung angesprochen: Unterabschnitt 7. „Ausbildung

und Lehre“. Artikel 59 spricht die Theologischen Fakultäten an, mit denen man bei der Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern zusammenarbeitet, und Artikel 63 ist der Einrichtung des „Gesamtkirchlichen Ausschusses für den Religionsunterricht“ gewidmet.

Wenn im Religionsunterricht im Bereich der EKHN die EKD-Denkschrift „Identität und Verständigung“ Richtschnur ist, kann man hier sicher mit Fug und Recht von Bildung sprechen. Überhaupt wird sich die Praxis in vielem von dem Bild, das die Kirchenordnung entwirft, unterscheiden. Um von der Praxis ein Bild zu bekommen, müsste man einmal wieder einen Bildungsbericht organisieren, in dem auch Inhaltliches zur Sprache kommt. Bis jetzt jedenfalls fehlt ein deutliches Bekenntnis der EKHN zur Bildung. Wenn der EKHN Bildung wichtig gewesen wäre, wäre die Revision der Kirchenordnung eine Möglichkeit gewesen, dies auszudrücken. Aber der zarte Versuch zu Artikel 4 ist nicht durchgekommen. Mit diesem Befund kann man Friedrich Wilhelm Graf in Bezug auf die EKHN erst einmal nicht widersprechen.

Wolfgang Lück,
Buchenhorst 8, 64297 Darmstadt

INTERVIEW

Martin Luther über Bildung und Erziehung

Fragen: Jörg Scholz

Schlechte Noten für das deutsche Bildungssystem – nach der aktuellen OECD-Studie schneidet Deutschland im internationalen Vergleich ein weiteres Mal unterdurchschnittlich ab. Andere Länder investieren mehr Geld in Bildung, entlassen mehr Hochschulabsolventen auf den Arbeitsmarkt oder haben eine höhere Studienanfängerquote. Vielleicht hilft es, bei der Suche nach Ursachen und Perspektiven auf einen alten Ratgeber zu hören, der sich in seiner eigenen Weise zu Fragen von Bildung und Erziehung geäußert hat. Pfarrer i.R. Jörg Scholz aus Lübeck hat das „Gespräch“ mit Martin Luther gesucht und uns dieses besondere Interview zugeschickt. (Red.)

Frage:

Herr Luther, in unserem heutigen Gespräch soll es um Erziehung und Bildung gehen. Eine Frage vorweg: Wie ist Ihr Bild von den Deutschen?

„Luther“:

Man weiß von uns Deutschen nichts in andern Ländern; wir müssen in aller Welt die

deutschen Bestien heißen, die nichts sonst können als Krieg Führen, Fressen und Saufen. Die Wissenschaften und Sprachen, die uns nichts schaden, vielmehr zu größerem Schmuck, Nutzen, Ansehen und Vorteil gereichen, - die wollen wir verachten; die ausländischen Waren dagegen, die uns weder nötig noch nützlich sind, - die wollen wir nicht entbehren!

Frage:

Das klingt nicht sehr schmeichelhaft. Vermutlich ist ihr Urteil über den Stand der Bildung in Deutschland ähnlich kritisch...

„Luther“:

Man muss jährlich so viel aufwenden für Schießwaffen, Wege, Stege und sonst unzählige ähnliche Dinge, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Ruhe habe, - warum sollte man doch nicht vielmehr ebenso viel aufwenden für die Jugend? O weh der Welt immer und ewiglich! Da werden täglich Kinder geboren und wachsen uns daher, und leider ist niemand da, der sich des armen jungen Volks annimmt und Anleitung gibt.

Frage:

Was würden Sie Politikern ins Stammbuch schreiben?

„Luther“:

Es ist eine menschenunwürdige Schlechtigkeit, wenn man nicht weiter denkt als so: „Wir wollen *jetzt* regieren; was geht es uns an, wie es denen gehen wird, die nach uns kommen?“

Frage:

Gilt das nicht für alle Erwachsenen?

„Luther“:

Wozu anders leben wir Alten, als dass wir das junge Volk pflegen, lehren und aufziehen?

Frage:

Sie wenden sich mit Ihren Appellen vor allem an die Regierenden. Ist die Erziehung zunächst nicht Sache der Eltern?

„Luther“:

Ja, wie aber, wenn die Eltern das nicht tun? Dass es von den Eltern nicht geschieht, hat mehrere Ursachen. Erstens sind manche nicht einmal so rechtschaffen und pflichtbewusst, dass sie es tun, obwohl sie es könnten. Zweitens ist der größte Teil der Eltern leider nicht dazu geeignet und weiß nicht, wie man Kinder erziehen und lehren soll. Drittens. Auch wenn die Eltern dazu geeignet wären, so haben sie doch vor andern Geschäften und vor dem Haushalt weder Zeit noch Not dazu. Somit zwingt die Not dazu, gemeinsame Erzieher für die Kinder zu unterhalten.

Frage:

Was schlagen Sie konkret vor?

„Luther“:

Wenn man die Söhne und Töchter in Schulen lehren und erziehen würde, wo Gelehrte und erziehungsbegabte Schulmeister und -meisterinnen da wären und wo diese Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören, was in aller Welt geschehen und gesprochen worden ist. Sie könnten so in kurzer Zeit gleichsam von Anbeginn der ganzen Welt Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Misslingen vor sich stellen wie in einem Spiegel, aus dem sie dann ihre Meinung bilden könnten.

Frage:

Sie plädieren also für gute Lehrer und Lehrerinnen. Ist Ihnen sonst noch etwas wichtig?

„Luther“:

Man darf Fleiß und Kosten nicht sparen, um gute Bibliotheken oder Bücherhäuser zu schaffen. Es ist zu befürchten, dass es zuletzt dahin kommt, dass durch des Teufels Werk die guten Bücher wieder unterdrückt werden und die losen und heillosen Bücher von unnützen und tollen Dingen wieder einreißen und alle Winkel füllen.

Frage:

Herr Luther, was sollten die Kinder lernen?

„Luther“:

Sie müssten nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musik samt der ganzen Mathematik lernen.

**Herr Luther,
vielen Dank für das Gespräch!**

*Jörg Scholz,
Steinrader Weg 33, 23558 Lübeck*

Tosca und das Kreuz...?

Marian Zachow

Frankfurts Oper hat eine neue Tosca. Regisseur Andreas Kriegenburg schuf eine Inszenierung der von Puccini stammenden Oper, die auf überraschende Weise sogar Anklänge an christliche Ikonographie entdecken lässt und theologische Fragen aufwirft.

Man wird, so sehr einen das im Januar 1900 in Rom uraufgeführte Werk auch fesseln mag, kaum auf die Idee kommen, Tosca als aus theologischer Perspektive besonders spannenden Stoff zu betrachten. Wie auch bei einer – wenn auch tragisch endenden – Liebesgeschichte, in der ein Maler, eine Opersängerin und ein tyrannisch-skrupelloser Polizeichef die Hauptrolle spielen (vgl. dazu Handlung im Kasten am Ende des Artikels). Aus theologischer Perspektive findet auf den ersten Blick allenfalls der kirchenkritische Zug in dem Stück, dessen Libretto Luigi Illica und Giuseppe Giacosa nach dem Schauspiel „La Tosca“ von Victorien Sardou geformt haben, Interesse: Wenn auch das kirchenkritisch pointierte Ineinanderfließen der Machtphantasien des Polizeichefs mit kirchlichen Ritualen und Melodien im 1. Akt schon von den Schöpfern des Stückes bewusst gestaltet wurde, trägt der erste Akt und die von Tanja Hoffmann besorgte Kostümierung der Frankfurter Inszenierung jedoch in dieser Hinsicht ein bisschen sehr dick auf: Tritt doch eine ganze Armada von grotesk gewandeten Kardinälen, Kirchenfürsten und deren Helfern auf, die sich mit dicken Sonnenbrillen (!) bewundern lassen (vgl. Abbildung 1) – und überlagert damit sogar die bemerkens-



Abbildung 1: Tosca im roten Gewand zu Füßen des Kreuzes: Rechts die Säule mit der Marienstatue, links die leere Säule. Oben ist das Bild zu erkennen, an dem Caravadossi gerade arbeitet. (v.l.n.r. Vuyani Mlinde [Angelotti], Aleksands Antonenko [Cavaradossi], Erika Sunnegårdh [Tosca], Besetzung aus der Saison 2010/2011 © Monika Rittershaus)

werte musikalische Gestaltung. Erst recht aber sorgt für Befremden, dass Regisseur Kriegenburg versucht, in seiner Inszenierung auch noch Kritik an der Kirche von heute abzuladen, wenn er im Programmheft ohne weitere Erläuterung von einer „auch uns drohenden Gesellschaft, in der es die Eskalation des Überwachungssystems gibt und wo eine gesellschaftliche Enge entsteht, weil Kirche und Staat bei dieser Überwachung Hand in Hand gehen“¹ spricht. Weil er diesen gewagten Gedanken weder im Interview noch in seiner Inszenierung weiter vertieft, bleibt die Oberflächlichkeit dieser Kirchenkritik ein Ärgernis. Blicke die Inszenierung dabei stehen, könnte man nur Christoph Schmitz zustimmen, der im Deutschlandradio bemängelt, „Kriegenburg fällt in die Kirchenkritik des 19. Jahrhunderts zurück, was dann doch etwas simpel ist.“²

Aber dabei belässt der Regisseur es nicht: Wenn der Ärger über dieses Finale des 1. Aktes erst einmal verraucht ist, geraten die vielen bemerkenswerten Bilder Kriegenburgs in den Blick, durch die er eine neue Sicht auf die scheinbar so vertraute Oper eröffnet. Er trägt der von Puccini musikalisch so feinsinnig gestalteten psychologisch-präzisen Charakterisierung der einzelnen Personen Rechnung, indem er auch in seiner Regiearbeit die Figuren so differenziert gestaltet, dass sie – gerade in ihren Brüchen – überaus authentisch wirken. Mit bemerkenswerten Einfällen gelingt es ihm etwa, die Charaktere vor falscher Einseitigkeit zu schützen: Etwa, wenn man erwartet, dass Tosca nach der Tötung des Scarpia triumphieren müsste, Kriegenburg sie aber stattdessen für Augenblicke würgend auf dem gedeckten Tisch niedersinken lässt, als widere sie ihre Tat an. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, dass Kriegenburg so in gewisser Weise in der szenischen Gestaltung eine Entsprechung zu Puccinis Technik der musikalischen Störung findet: Puccini unterbricht die Akteure stets dann,



Abbildung 2: Die opulente Schlusszene mit allzu opulent gewandeten Kirchenmännern (Jason Howard als Scarpia rechts vorne stehend) sowie Chor, Extrachor, Kinderchor und Statisterie der Oper Frankfurt, Besetzung aus der Saison 2010/2011 © Monika Rittershaus

wenn es scheint, als hätten sie zu „*ihrer Melodie*“ gefunden und widersetzt sich so einer eindeutigen Festlegung³ – und ganz ähnlich sorgt auch Kriegenburgs Regie dafür, dass die Figuren immer dann für Überraschungen sorgen, wenn man sie einigermaßen begriffen zu haben glaubt.

Neben diesen Details aber besticht Kriegenburgs Tosca dadurch, dass er gemeinsam mit dem Bühnenbildner Harald Thor durch den gewollten Verzicht auf eine ausladende Raumgestaltung Elemente in den Blick rückt, die in anderen Inszenierungen an den Rand treten. Das macht neue Beobachtungen und Assoziationen möglich: Weil der Kirchenraum nur aus einem Kreuz im Hintergrund besteht und es weder Altar noch Stühle gibt, fällt der Blick unweigerlich auf eine Säule mit einer kleinen Marien-Statue, daneben auf der anderen Seite des Kreuzbalkens eine weitere ohne Figur. Diese leere Säule verstört und lässt über den Sinn rätseln, bis sich dann das Bild von der Bühne senkt, an dem der Maler gerade arbeitet und das laut Libretto eines der Maria Magdalena ist.⁴

Sollte hier, neben der anderen Marienstatue, also der Platz(halter) für das Bild der Maria Magdalena sein?

Maria und Maria von Magdala zu Füßen des Kreuzes, das lässt unweigerlich Gedanken an die vielfältigen künstlerischen Umsetzungen der Kreuzigungsszene wach werden (vgl. etwa Abbildung 3). Dieser Gedanke wird noch lebendiger, wenn Tosca im ersten Akt in einem ausladenden, roten Gewand auftritt, das durchaus an die Marien-Darstellungen mancher Gemälde erinnern kann. Wollen Kriegenburg und Thor also Assoziationen zwischen den biblischen Marien und dem Tosca-Stoff hervorrufen? Immerhin berichtet sowohl die Oper als auch die biblische Marienüberlieferung von der Veränderung von Frauengestalten: Tosca, die am Anfang der Oper nur passiv beschrieben wird und sich bloß für ihr privates Liebesglück interessiert, wandelt sich zu einer wirkungsvoll und bedacht agierenden Persönlichkeit. Maria wird im Lukas-Evangelium zuerst eher dienend-passiv beschrieben (Lk 1,38), zeigt dann (Lk 1, 46-55) aber Stärke, die „*dabei nicht auf sie als Einzelperson beschränkt bleibt, sondern soziale und politische Relevanz*“

bekommt“⁵. Auch Maria von Magdala wirkt in der – bei den Synoptikern nicht berichteten – Szene unterm Kreuz (Joh. 19,25) eher wenig aktiv, bricht dann aber als erste zu Jesu Grab auf und bereitet so der christlichen Botschaft Bahn (Joh 20,1). Soll hier also Tosca Gegenentwurf zu solchen Marienbildern sein, weil sie entschiedener ihre Zurückhaltung überwindet? Oder gar das Augenmerk darauf lenken, dass auch die biblischen Marien eigentlich viel weniger passiv waren, als gemeinhin gedacht? Das jedenfalls wäre besonders aus evangelischer Perspektive spannend!⁶ Dieser Gedanke mag auf den ersten Blick abwegig sein, aber wenn man im ersten Akt sieht, wie Tosca neben dem Kreuz steht, dabei aber dem Betrachter dem Rücken zudreht (Abbildung 2), um dann schwingungvoll-dynamisch rechts des Kreuzes abzugehen, kann man schon überlegen, ob die Operndiva auch stellvertretend für die biblischen Marien aus dem vertrauten Bild ausbricht...



Abbildung 3: Bardi, Donato (Conte): Kreuzigung, 1435/1440; entnommen aus: Till-Holger Borchert (Hg.): Jan van Eyck und seine Zeit. Flämische Meister und der Süden 1430–1530. Stuttgart 2002, 105

Der 2. Akt lässt jedenfalls die Gedanken an die christliche Bilderwelt nicht verstummen: Anders als in vielen Inszenierungen, in denen Tosca auf der Bühne ihren psychologischen Zweikampf mit Scarpia austrägt und man nur durch Schmerzensschreie im Hintergrund hört, wie der Geliebte gefoltert wird, zeigt Kriegenburg zwei Handlungsebenen zugleich. Unten ringen Scarpia und Tosca verbal miteinander, während der Zuhörer unmittelbar darüber sehen kann, wie Scarpias Schergen Spoletta und Sciarrone den Maler Cavaradossi quälen (Abbildung 4). Die beiden Handlungsstränge gleichzeitig zu zeigen ist originell – und leistet weitaus mehr, als nur die Dichte und Brutalität der Szene anschaulich zu erhöhen: Gerade weil die beiden Ebenen durch eine Platte getrennt werden, die von einem sichtbaren Kreuz durchzogen ist, fühlt man sich wieder an mittelalterliche Gemälde erinnert, in denen die Kreuzigung faktisch ebenfalls in zwei Bildbereiche zerteilt wird: Nämlich die Lebenden in der unteren Bildhälfte mit ihrer Trauer, weitestgehend isoliert davon die obere Bildhälfte, die den leidenden bzw. den sterbenden Christus zeigt (vgl. wieder Abbildung 2): Lässt man sich auf diese Ähnlichkeit ein, könnte Tosca tatsächlich als Gegenbild solcher gemalter Marienbilder gesehen werden.

Während die Mariengestalten regungslos unter dem Leidenden und Sterbenden verharren, lässt Kriegenburg Tosca eine ganz andere Reaktion austreten: Sie nimmt die Folter zum Anlass, durch ein raffiniertes taktisches Ringen mit ihrem zudringlichen Gegenspieler das Leiden des Geliebten beenden und sein Leben retten zu wollen. Dies kann nun durchaus auch eine spannende Gedankenreise anregen: Wie wäre es einmal, die gewohnten Bilder auf den Kopf zu stellen und sich die Szenerie auszumalen, in der die beiden Marien eben nicht bloß passiv-duldsam das Leiden am Kreuz erdulden, sondern mit der ihnen eigenen Intelligenz das Geschehen zu verändern versucht hätten? Es muss ja nicht gleich die tödliche Radikalität sein, mit der Tosca sich ihres Peinigers erwehrt, aber alternative Handlungsmöglichkeiten der Frauen unter dem Kreuz zu imaginieren wäre jedenfalls spannend.⁷ Immerhin erzählen die synoptischen Evangelien überhaupt nichts von den Marien am Kreuz und selbst Joh 19,25 lässt letztlich weitgehend offen, wie sich die Frauen unter dem Kreuz verhalten haben – dass sich das Bild von den nur

passiv-trauernden Marien am Kreuz eingepägt hat, ist vor allem eine Konsequenz der mannigfaltigen künstlerischen Ausgestaltungen. Jedenfalls kann man sich hier von Tosca anregen lassen und über die künstlerischen Sehgewohnheiten auf die Marien am Kreuz nachdenken – bleibt es doch ein Widerspruch,

dass zwei starke Frauen so passiv sein sollten, wie die Kunst sie ins Bild setzt.

Aber auch die Schlusszene des 2. Aktes lässt erneut den Anklang an christliche Ikonographie wach werden: Das Libretto sieht vor, dass Tosca nach der Tötung des Scarpia mit den Worten „*Nun vergebe ich ihm*“ ihm ein an der Wand hängendes Kruzifix auf die Brust legt:

Hier nimmt Kriegenburg eine kleine, aber überaus markante Neugestaltung der im Libretto recht präzise beschriebenen Szene vor: Sie nimmt kein Kruzifix von der Wand, sondern legt ihm ein Kreuz auf, das sie als Schmuck um den Hals getragen hat. So bekommt diese nach dem Libretto eher triumphal-distanzierte Szene einen unerwarteten Moment von Nähe und Innigkeit, der wieder biblische (Bild-) Assoziationen wachrufen kann: Wie Tosca sich zu dem Verstorbenen hinunterbeugt und fast versöhnlich das Schmuckstück auf ihn legt, erinnert unweigerlich an Lukas 7,36, wo die – in der kirchlichen Tradition immer wieder mit Maria von Magdala gleichgesetzte – Sünderin niederkniet und mit ihren Tränen Jesu Füße wäscht. Solche Gesten voller Nähe machen sowohl in der Oper als auch in den Gemälden Vergebung anschaulich. Dabei ist es aber die ganz andere Rollenverteilung, die das Denken anregt: Tosca wird wiederum zur Gegenfigur der Sünderin: Nicht die – auch noch besonders erotisch bemerkenswerte Frau – muss um Vergebung bitten, sondern die Frau ist es, die Vergebung gewährt: eine Geste, die angesichts der Schandtaten skrupellosen Scarpia selbst dann noch großmütig erscheint, obwohl



Abbildung 4: unten stehend Erika Sunnegårdh (Tosca), Jason Howard (Scarpia) sowie oben v.l.n.r. Dietrich Volle (Sciarrone), Aleksandrs Antonenko (Cavaradossi) und Michael McCown (Spoletta), Besetzung aus der Saison 2010/2011 © Monika Rittershaus

Abbildung 3 und 4: Die direkte Gegenüberstellung zeigt, dass Tosca wie mittelalterliche Bilder das Geschehen auf zwei Ebenen zeigen: Oben das Leiden, unten diejenigen, die denen der leidende Mensch am Herzen liegt.

sie gerade aus Notwehr getötet hat. Vielleicht wollten schon die Urheber des Stückes mit dieser Szene dezent, aber absichtsvoll die Frage aufwerfen, ob die Rolle der (erotisch konnotierten) Sünderin nicht eigentlich erst durch das machtheischende Begehren von Männern wie Scarpia und eine bestimmte gesellschaftliche Sichtweise konstruiert wird, und dass eigentlich nicht die betroffenen Frauen, sondern vor allem diese Männer – schon in biblischer Zeit – um Vergebung hätten bitten müssen.

Sollten also Kriegenburg und Thor durch ihre Bühnen- und Szenengestaltung – bewusst oder vielleicht auch nur en passant – theologische bzw. mariologische Aspekte der Oper in den Blick gerückt haben, die bisher unentdeckt blieb? Darauf, dass vielleicht auch Puccini und seine Librettisten solche Reflexionen im Blick hatten, deutet jedenfalls hin, dass Tosca im 2. Akt ihre eigene (Marien-)Frömmigkeit kritisch bedenkt⁸, bevor sie Scarpia entgegentritt.⁹

Letztlich bleibt unerheblich, ob die dargestellten, mitunter gewagten Assoziationen schon seit jeher intendiert waren oder ob erst das Regiekonzept diese Assoziationen hervorruft. Vielleicht sogar sind diese Anklänge von Regisseur und Bühnenbildner gar nicht intendiert gewesen, sondern ergeben sich nur, weil die durchdachte Regie und das klare Bühnenbild Elemente und Aspekte in den Blick rücken, die in anderen Inszenierungen nur Randaspekte und Requisite¹⁰ bleiben. Schon allein die Tatsache aber, dass Kriegenburgs Interpretation selbst bei einem hundertfach inszenierten Stück solche ganz neuartigen Gedanken hervorrufen kann, zeigt die hohe Qualität seiner Regiearbeit. Er wird – gemeinsam mit Bühnenbildner Thor – tatsächlich seinem Anspruch gerecht, den Zuschauern ein „Tauschgeschäft“ anzubieten, das im Unterschied zu anderen Tosca-Inszenierungen „viel an Ornamentik, viel an Üppigkeit von Ausstattung“ wegnimmt, wodurch aber „höhere Blickgenauigkeit auf die Figuren gewonnen werde“.¹¹

Es lohnt, sich als Zuschauer und Zuhörer auf dieses Tauschgeschäft einzulassen – schon allein um zu überprüfen, was denn eigentlich dran ist an all diesen biblisch-ikonographischen Assoziationen. Aber auch die musikalische Qualität garantiert einen gelungenen Opernabend: Die sängerischen Leistungen wa-

ren fast durchweg hervorragend und das Frankfurter Museumsorchester ließ sowohl unter der Leitung von Kirill Petrenko als auch unter Julian Kovatchev erkennen, dass es aus gutem Grund mehrfach zum „Orchester des Jahres“ gewählt wurde. Auch die Wiederaufnahme unter der musikalischen Leitung von Kapellmeister Hartmut Keil verspricht – wenn auch mit fast durchweg neuer Besetzung der meisten Hauptrollen – wiederum ein Genuss zu werden.

Tosca wird am 9. Dezember 2011 um 19.30 Uhr wiederaufgenommen. Weitere Termine sind der 15., 23. und 25. Dezember 2011 sowie der 13., 15. und 27. Januar 2012. Übrigens: Karten der Oper Frankfurt gelten am Aufführungstag als Fahrkarte im gesamten RMV-Gebiet.

-
- 1 Krasting, Malte: „Das Gewisse in Frage stellen.“ Ein Gespräch mit dem Regisseur Andreas Kriegenburg. In: Loebe, Bernd (Hg.): Tosca. Giacomo Puccini. Programmheft zur Aufführung der Oper Frankfurt. Frankfurt, 2010/2011, S. 29-35, hier 30
 - 2 Schmitz, Christoph: Gelungene Studie über Machtmissbrauch. *Andreas Kriegenburg und Kirill Petrenko deuten „Tosca“ von Puccini an der Oper Frankfurt.* <http://www.dradio.de/dlff/sendungen/kulturheute/1367284/>
 - 3 zu Puccinis Technik der Störung in der Oper Tosca vgl. Csampai, Attila: Folterkammer und Wohlklang – Puccinis <Tosca> und die Krise der Gesangsoper. In: Csampai, Attila / Holland, Dieter (Hgg.): Giacomo Puccini Tosca. Texte, Materialien, Kommentare. Reinbek, 1987, S. 9-29, besonders 12-19.
 - 4 Während es sich tatsächlich an eine „Madonna Annunziata“ von Antonella da Messina aus dem Jahre 1475 (heute in Palermo, Museo Nazionale) anlehnt, vgl. dazu die Abbildung und Nachweis in Loebe, Bernd (Hg.): Tosca. Giacomo Puccini. Programmheft zur Aufführung der Oper Frankfurt. Frankfurt, 2010/2011, 2 und 64.
 - 5 Härle, Wilfried: Dogmatik. Berlin / New York 2 2000, 353
 - 6 Wilfried Härle hat in seiner Dogmatik instruktive Überlegungen zur evangelischen Mariologie angestellt. Er kritisiert: „In der traditionellen Mariologie kommt Maria zu ausschließlich in ihrer Verknüpfung mit Jesus Christus und zu wenig als eigenständige, den Willen Gottes für ihr Leben akzeptierende Frau zur Geltung“; Härle: Wilfried: Dogmatik. Berlin / New York 2 2000, 353.
 - 7 Vielleicht kommt man vor einer solchen Kontrastfolie auch zu der Erkenntnis, das in dem Mitleiden und Mittrauern am Kreuz auch eine bewusst solidarische Haltung der Weggefährten Jesu liegt, die sich signifikant von der nur passiven Darstellung in Gemälden unterscheidet. Zu verweisen ist hier auf ein ähnliches, fiktionales Gedankenexperiment aus der Literatur, nämlich Nikos Kazantzakis 1951 erschienenen Roman „Die letzte Versuchung“, in dem in einer Traumsequenz Jesus vom Kreuz absteigt, Maria von Magdala heiratet, er sich dann aber gerade im Horizont dieser „letzten Versuchung“ bewusst für das Kreuz entscheidet – auch hier schärft die literarisch originell ausgestaltete <Handlungsalternative> den Blick für das eigentliche Geschehen am Kreuz. Vgl. Kazantzakis, Nikos: Die letzte Versuchung. Deutsch von Werner Kerbs. Frankfurt / Berlin 3 1995.

- 8 so heißt es im Libretto des 2. Aktes „In aufrichtigem Glauben stieg mein Gebet zu den heiligen Tabernakeln auf, in aufrichtigem Glauben schmückte ich den Altar mit Blumen. In dieser schmerzvollen Stunde, warum, warum, o Herr, warum belohnst Du mich nun so. Ich gab Juwelen für den Mantel der Madonna (...)“, zitiert nach Csampai, Attila / Holland, Dieter: Giacomo Puccini Tosca. Texte, Materialien, Kommentare. Reinbek, 1987, 95.
- 9 Dafür spricht auch, dass diese kritischen Reflexionen der eigenen Marienfrömmigkeit bei Sardou kein Vorbild hat, sondern ein Spezifikum des Opern-Librettos ist.
- 10 Ausgangspunkt für die hier dargestellten Überlegungen waren ja letztlich die Marienstatue und das Madonnenbild – beides Details, die in anderen Inszenierungen tatsächlich als bloße Requisiten fast übersehen werden, hier aber durch die konzentrierte Bühnen- und Szenengestaltung Aufmerksamkeit erfahren.
- 11 Loebe, Bernd (Hg.): Tosca. Giacomo Puccini. Programmheft zur Aufführung der Oper Frankfurt. Frankfurt, 2010/2011, 29-30.

*Marian Zachow,
Albert-Schweitzer-Str. 26., 35091 Cölbe*

DIE HANDLUNG

Puccinis Oper ist die wohl einzige Oper, die sich sehr präzise sowohl auf einen historischen Ort als auch ein historisches Datum beziehen lässt: sie spielt in Rom in der Kirche von S. Andrea della Valle im Juni 1800.

Die (Opern-)Sängerin Floria Tosca und der Maler Cavaradossi sind ein inniges Liebespaar: ihre Eifersucht regt sich bei jeder Gelegenheit, so auch, als sie Stimmen aus der Kapelle hört, in der ihr Geliebter an einem Gemälde arbeitet. Der Maler hat dort den ehemaligen Konsul der gestürzten, von Napoleon errichteten römischen Republik mit Speis und Trank ausgestattet, der sich auf der Flucht befindet. Cavaradossi bedarf nun einiger Überzeugungskraft, Tosca klar zu machen, dass er sich weder mit einer unbekanntenen Frau getroffen noch das von ihm gemalte Heiligenbild eine fremde Geliebte zeigt. Gerade als sich beide zu einem versöhnlichen Duett zusammenfinden, tritt der Polizeichef, Baron Scarpia mit seinen Soldaten auf den Plan, die nach dem entflohenen Angelotti suchen. Als sie des zu Cavaradossis Villa geflohenen Mannes nicht habhaft werden können, verhaften sie den Maler. Den Abschluss findet der **erste Akt** in einer großangelegten Chor-Szene, die in das römische Te Deum variiert, während der Baron seine Gelüste offenbart, Tosca durch seine Machtstellung zu erobern. Der **zweite Akt** zeigt dann die Brutalität und Skrupellosigkeit des Barones Scarpia in ganzer Schärfe. Scarpia will, indem er Tosca die Schmerzensschreie des leidenden Cavaradossi hören lässt, von ihr den Aufenthaltsort des Flüchtlings erfahren, vor allem aber ihr ein amouröses Abenteuer abpressen. Während er sie zwingt, ein geheimes Versteck in Cavaradossis Villa zu verraten, wo der geflohene Angelotti dann auch gefunden wird, scheint sie zwar auch auf sein zweites Ansinnen einzugehen, verlangt von dem Polizeichef aber, dass er Cavaradossi das Leben schenkt und beiden freies Geleit verbrieft. Scarpia lässt sich auf diese Bedingungen ein, fertigt den Freibrief aus und befiehlt, dass der Maler zwar zur Hinrichtung geführt, diese aber mit Platzpatronen ausgeführt werden solle – nicht ohne seinen Schergen zu signalisieren, dass er es mit der bloßen Schein-Hinrichtung nicht ganz ernst meint. Nachdem dies veranlasst ist, scheint es so, als wolle sich Tosca nun gemäß der Abmachung ihrem Peiniger hingeben, dann aber tötet sie ihn mit einem auf dem Tisch liegenden Messer.

Der **dritte Akt**, den ein Gesang eines Hirtenjungen einleitet, enthält die berühmte Arie „E lucevan stelle“, in der Cavaradossi seine Liebe zu Tosca besingt. Er bittet einen der ihn zur Hinrichtung führenden Männer, seiner Geliebten eine letzte Botschaft zu überbringen. In dem Moment trifft er zu seiner Überraschung Tosca wieder, sie schildert ihm das Geschehene und sie erfreuen sich an ihrer bevorstehenden gemeinsamen Flucht. Cavaradossi müsse lediglich nach der Scheinhinrichtung noch etwas schauspielern und am Boden liegen bleiben, dann könnten sie gemeinsam entweichen. So begibt er sich zur Hinrichtung und sinkt nach den Schüssen seiner Henker nieder. Als die jedoch abgezogen sind, muss Tosca feststellen, dass der Maler tödlich getroffen wurde. Noch als sie trauernd über dem Getöteten kniet, kommen Soldaten: Mittlerweile ist Scarpia gefunden und sie als Mörderin enttarnt. Voller Verzweiflung stürzt sich Tosca in den Tod.

Die Kultur, die Kunst und der Protestantismus

Manfred Kühn

Kultur: Das ist die geprägte und zugleich vielfältige Lebensweise einer großen Menschengruppe.

Kunst: Das ist das gestaltgewordene Verständnis des Menschen im Blick auf sein Leben und seine Welt.

Protestantismus: Das ist die religiöse Bewegung, die aus der Reformation hervorgegangen ist.

Der Beitrag beschränkt sich auf den deutschen Sprachraum.

Was hatte und hat der Protestantismus mit der Kultur und der Kunst zu tun?

Allemaal fand er Kultur und Kunst vor. Wie hat er sich verhalten? Luther, er ist da zuerst zu nennen, war bei all seiner Deutlichkeit ein musischer Mensch. Als die Bilderstürmer in Wittenberg ans Werk gingen, begab er sich trotz aller Gefahr sofort dorthin und hielt die berühmten *Invocavit*-Predigten: „Laßt das!“

Er kam von der Wartburg, wo er das Neue Testament aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzte (1522). Bis 1534 war dann die ganze Bibel übersetzt. Die Germanisten können das sicher wissenschaftlicher ausdrücken: aber ohne Luthers Bibelübersetzung ist die hochdeutsche Sprache nicht zu denken. Er griff auf die „sächsische Kanzleisprache“ zurück. Wie nachdrücklich unsere Sprache von Luther und seiner Bibelübersetzung geprägt ist, zeigt ein Blick in Büchmanns „Geflügelte Worte“. Dort finden sich (incl. kurzer Erläuterungen) auf 97 (!) Seiten von Luther formulierte Redewendungen, die zu „geflügelten Worten“ wurden, von „Es werde Licht!“ bis zum „tausendjährigen Reich“.

Weniger beachtet, jedoch ebenfalls von Bedeutung ist, dass die Reformation die Menschen, die versammelte Gemeinde, zum Singen gebracht hat: die Gemeinde sollte auf das verkündigte Evangelium antworten, ja selbst Verkünder werden. Auch hier gab Luther den Ton an: „Gelobet seist du Jesus Christ, dass du Mensch geboren bist“, „Die beste Zeit im Jahr ist mein“, und nicht zuletzt „Ein feste Burg....“

Um gleich einen großen Schritt in das nächste, 17. Jahrhundert zu machen: Paul Gerhardt (1607 – 1676) schenkte der Christenheit eine Fülle von Liedern, die sich tief in das Bewusstsein und in die Frömmigkeit eingepreßt haben: „Wie soll ich dich empfangen?“, „Ich steh an deiner Krippen hier“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Befiehl du deine Wege“. Er war in den schrecklichen Jahren des Dreißig-

jährigen Krieges der große Tröster – und ist es an manchen Krankenbetten bis heute.

Es wäre aber unvollkommen und ungerecht, jetzt nicht noch wenigstens zwei Namen zu nennen: Philipp Nicolai. „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, „Wachet auf....!“

Und Georg Weisell „Macht hoch die Tür!“ Sie alle erfreuten sich an der neu entdeckten und gesamtdeutsch geltenden deutschen Sprache, die gesungen aufgenommen wurde und wird.

Aber ich muss mich erstmal von der Musik losreißen, um auf einen Mann hinzuweisen, der für unser Thema konstitutiv ist: Philipp Melanchthon: man kennt ihn (geb. 1497) als den hochgelehrten, vielsprachigen Freund und Gehilfen Luthers, ohne ihn ist Luthers Übersetzungswerk undenkbar; weniger bekannt ist, dass er das deutsche Bildungswesen neu gestaltet hat. Dabei folgte er den Vorgaben Luthers, der schon 1524 eine Schrift hat herausgeben lassen mit dem Titel „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, dass sie christliche Schulen aufrichtigen und halten sollen.“

Melanchthon kämpfte – übrigens ähnlich wie der gegenwärtige Papst – dafür, Glaube und Vernunft zusammen zu halten, er förderte den protestantischen Erziehungsstaat, er verfasste Lehrbücher für den Elementarunterricht und gab wichtige Anregungen für die Neuordnung der Universitäten von Tübingen, Leipzig und Heidelberg und Ratschläge für Neugründungen in Marburg und Königsberg.

Ja, und wie ist es mit der Kunst? Von den Bilderstürmern in Wittenberg habe ich bereits gesprochen; in eben diesem Wittenberg begannen aber auch die Cranachs ihr Werk als „Hofmaler“ der Reformation. Ihnen verdanken wir Portraits vom Luther, Melanchthon, Friedrich dem Weisen und von Gottesdiensten mit dem Abendmahl in beiderlei Gestalt. Dennoch bleibt die Reformation, so stark sie Musik

und Gesang anregte, im Bildnerischen und in der Architektur zurückhaltend.

Dürers 4 Apostel werden von manchen als Bekenntnis zur Reformation verstanden. M. W. wurde Dürer nicht evangelisch. Dass die Gegenreformation das Bild und die fromme Plastik wie den Kirchenbau zum Programm machte, ist bekannt. Die Evangelischen hielten es mit Luther: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“

Ich nenne nun einen Beitrag des Protestantismus zur Kultur, weniger zu Kunst: den Pietismus. Für manchen von Ihnen sicher ein recht fremder Begriff: „Pietismus“ ist eine Frömmigkeitsbewegung, beginnend mit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Ermüdet durch Strenge und manche Rechthaberei der Orthodoxie fragen ernste Christen nach der persönlichen Frömmigkeit, nach bewusstem Glaubensleben bis hin zur Bekehrung. Der Frankfurter Pfarrer Philipp Jakob Spener regt die frommen Zirkel im Hause an, auch die Konfirmation. August Hermann Francke begründet in Halle die Franckeschen Anstalten mit der ersten Realschule.

Der sächsische Graf Zinzendorf sammelt seine Brüdergemeinde in der Lausitz in „Herrenhut“; alles keine Schöpfungen der Landes- und Kirchenoberen, sondern Werke frommer, erweckter Christen, die einerseits ihres Glaubens lebten, andererseits Werke der Bildung und der Barmherzigkeit schufen. Man wollte bewusst Christ sein, man schrieb für sich Tagebücher und an Glaubensbrüder und -schwestern Briefe mit mancher Herzensergießung: mit modernen Schlagworten gesagt: Individualisierung, Sensibilisierung, Personalisierung.

Der Pietismus hat viele Menschen geprägt, zumindest Strecken ihres Lebens bestimmt: Goethes Mutter, Frau Aja, besuchte fromme häusliche Bibelstunden; der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm ließ seine Beamten in Halle bei August Herrmann Francke ausbilden, Bismarcks Frau Johanna kam aus pietistischen pommerschen Adelskreisen.

Und jetzt mache ich doch wieder einen Seitenschritt zur Musik: zu Johann Seb. Bach. Die Texte seiner Kantaten und Passionen sind unübersehbar vom Pietismus geprägt. Ohne Bachs wundervolle Musik hätten diese oft gefährlichen Verse von frommen Verseschmiedern keine Überlebenschancen gehabt. Zusammen mit der Musik beeindruckten und bewegten sie bis heute nah- und fernstehende Christenmenschen.

Der deutsche Idealismus ist ein echt protestantisches Gewächs: Schiller kommt aus einem schwäbisch-pietistischen Elternhaus, er wendet sich freilich bald „den Göttern Griechenlands“ zu. In der 9. Symphonie singt der Chor dann aber doch: „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“. Kant rechnet ganz ähnlich das Dasein eines Gottes zu den „Postulaten“ der Ethik. Für ihn ist Aufklärung „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“

Bei den Taten des Menschen ist die „Pflicht“ wichtiger als die Neigung – womit eine gewisse Humorlosigkeit ausgestreut wird. Die „Aufklärung“ hatte aber wie jede große Geistesbewegung verschiedene Facetten: nicht nur den beißenden Spott Voltaires, Freund und Gesprächspartner Friedrich des Großen, sondern auch gerade im Protestantismus den Zweig der „frommen Aufklärung“: ich nenne nur Christian Fürchtegott Gellert, Matthias Claudius und Joh. Peter Hebel. Ihre Lieder und Worte haben sich tief in das Bewusstsein gesenkt und viele Umwälzungen überdauert.

Die kamen mit dem 19. Jahrhundert: Nationalstaaten, Industrialisierung, Mobilisierung. Allemal war und ist der Protestantismus nicht mit Kirchlichkeit oder Kirchenbindung identisch; im Katholizismus ist das bekanntlich anders. Dennoch oder gerade deswegen sind seine Wirkungsspuren nicht zu übersehen: die Ordnung und das Recht in Preußen und dann im Deutschen Reich, „die christliche Liebestätigkeit“, die Förderung der Wissenschaften und das Schulwesen. Und die Kunst? C. D. Friedrich, Karl Friedrich Schinkel und die Neugotik, Fontane mit seinem nüchtern-kritischen Blick, auch auf hohe Autoritäten. In der Musik: Mendelssohn und Brahms, und dann nochmals in der Malerei, schon im Übergang zum 20. Jahrhundert: Corinth, Nolde, Beckmann, Dix.

War im 19. Jahrhundert der Protestantismus bestrebt, Glaube und Kultur zusammen zu bringen, so wurde unter dem Eindruck der Katastrophe des 1. Weltkrieges der Begriff „Kulturprotestantismus“ fast zu einem Schimpfwort. Erst nach und nach konnte man dieses Verdikt aufarbeiten: ich nenne die Ev. Akademien und das breite Kulturprogramm aller Kirchentage.

Kritische Feststellungen sind leider auch notwendig: der Protestantismus hat sich trotz seines kritischen Potentials lange Zeit zu unkritisch mit dem aufsteigenden Nationalismus

abgefunden und politische Entscheidungen der Obrigkeit zu leicht unterstützt – die Folgen sind bekannt. Dennoch nenne ich gerade am Ende meines Vortrags nochmals den wichtigen und gefährlichen Begriff der Pflicht. Hitler hat ihn missbraucht. Millionen sind ihm so gefolgt, wenige haben es gewagt, sich aus dieser „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ zu lösen. Sie haben es mit dem Leben bezahlt. Ihr Opfer gehört zu unserer Kultur und zur Geschichte und Wirkung des Protestantismus.

1. Vortrag vor dem Rotary Club Wiesbaden-Nassau, gehalten am 8.12.2010

*Manfred Kühn, Kirchenrat
Herminenstraße 12, 65191 Wiesbaden*

FÜR SIE GELESEN

Helmut Fischer: Christlicher Glaube – was ist das? Klärendes, Kritisches, Anstöße.

Theologischer Verlag Zürich, 2011, 168 Seiten, Paperback. ISBN 978 – 3 – 290 – 17614 – 3.

„Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.“ Dieser Satz von Dietrich Bonhoeffer fiel mir bei der Lektüre von Fischers neuem Buch ein. Er charakterisiert das Thema, um das Fischer sich müht: Den Glauben nicht-theistisch beschreiben. Seit der Aufklärung begann das theistische Weltbild sich aufzulösen. Glaube aber setzt kein bestimmtes Weltbild voraus, so wie man lange Zeit die Erde für eine Scheibe hielt, über die der Himmel sich wölbte. Fischer ist sich bewusst, dass er ein Thema behandelt, welches Bonhoeffer vor rund 75 Jahren angestoßen hat.

Kennzeichen des Theismus war die gemeinsame Überzeugung, dass es „Gott gibt“ als Person, welche der Welt gegenübersteht – jenseitig – und von dort in das Weltgeschehen eingreifen kann. Fischer liegt daran, zu zeigen, dass Glaube in dieser theistischen Bejahung nicht aufgeht. Glaube hat zwar auch eine kognitive Seite, ist aber vor allem ein Geschehen, eine Lebenswirklichkeit mit personalem Ver-

trauen. Dazu betonen die Kirchen der Reformation besonders das existentielle Vertrauen als Lebensgrund, als Basis, auf die sich der glaubende Mensch gründet.

Fischer unterscheidet deutlich zwischen Atheismus, der alle Gotteswirklichkeit leugnet und einer nicht-theistischen Sicht, welche die Legitimität theistischen Redens von Gott nicht bezweifelt. So lese ich auch die neun Kapitel, in welchen Fischer die Geschichte des Glaubens entfaltet: Religion – Bedingungen unseres Redens von Gott und dem Glauben – Bibel – Gott – Jesus – Glaube – Schöpfung – Mensch – Kirche. Fischer ist sich bewusst, dass dabei allerlei Wiederholungen unvermeidlich sind, möchte aber die neun Kapitel wie die Speichen eines Rades sehen. Sie helfen, den christlichen Glauben zu charakterisieren. Er bleibt keine Privatsache des Einzelnen, wie die Erklärung der Religionsfreiheit des modernen Staates nahe legen könnte. Vielmehr führt er in die Gemeinschaft. Die aber bleibt offen. Sie kennt keine fertigen, abgeschlossenen Überzeugungen. Sie befähigt zu genauem Hinhören und zum Dialog.

Wieder fällt mir Dietrich Bonhoeffer ein. Er hat die Theologen und die Glaubenden daran erinnert, dass wir im Vorletzten leben. Alle unsere Glaubenserkenntnisse bleiben unfertig, vorläufig. Erst der kommende Christus wird das letzte Wort haben. Aber diese Aussicht und Hoffnung gehört auch zum christlichen Glauben, den Fischer zu beschreiben sucht. Am Ende seines Buches betont er, dass er kein ausgeführtes nichttheistisches Glaubensverständnis präsentieren, sondern nur Anstöße hierzu geben möchte.

Der Verlag weist darauf hin, dass das Buch sich als Impuls für den Religionsunterricht in der Oberstufe, für Gemeindeveranstaltungen oder Gesprächskreise eignet. Dem möchte der Rezensent sich anschließen.

Helmut Fischer, der ehemalige Professor und Direktor am Predigerseminar, jetzt Ruheständler, hat sich schon in den bisherigen Veröffentlichungen als Meister knapper, aber gut verständlicher Darlegungen erwiesen. Erst recht gilt dies für das Büchlein, auf das hier empfehlend hingewiesen werden soll.

Otto Kammer



Wolfgang Achtner, Willensfreiheit in Theologie und Neurowissenschaften. Historisch-systematischer Wegweiser, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2010, 288 S, 59,90 Euro, ISBN 978-3-534-23508-7

Wolfgang Achtner, seit dem Jahr 2000 Pfarrer der evangelischen Studierendengemeinde in Gießen und Privatdozent, ist seit Jahren ein ausgewiesener Vertreter des Dialoges zwischen Theologie und Wissenschaft. 2010 hat er die Gründer und Leiter von »Transscientia. Institut für interdisziplinäre Wissenschaftsentwicklung, Philosophie und Religion« ein Werk vorgelegt, das sich intensiv mit der Diskussion um die Willensfreiheit des Menschen beschäftigt, die durch die Neurowissenschaften neu belebt worden ist. Dass sich Theologie und Neurowissenschaft bei dieser Diskussion nicht zwangsläufig als Gegner gegenüberstehen, zeigt das vorliegende Buch, das wichtige Parallelen zwischen theologischen und neurowissenschaftlichen Konzepten beschreibt. Im Klappentext heißt es: „Der Autor führt zunächst in die Geschichte der theologischen und philosophischen Willenskonzepte ein und skizziert die wichtigsten Entwicklungen und Akzentuierungen von der Antike bis zum Zeitalter der Reformation und der evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts. Dieser historische Teil wird durch einen systematischen Teil ergänzt, in dem die theologischen Vorstellungen von der Willensfreiheit in vier Kategorien typologisiert und mit zentralen Positionen aus Psychologie und Neurowissenschaft verglichen werden. Das Ergebnis ist ein »dynamisch-personales Modell von Willensfreiheit«, das theologische und neurowissenschaftliche Sichtweisen und Modelle auf produktive und erhellende Weise verbindet.“

Maik Dietrich-Gibhardt



„... wo sind die Vögel geblieben im Libanon ...“, In Memoriam Jürgen Eisenberg, 300 S., 18 Euro

Der Pfarrer der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde im Libanon, Jürgen Eisenberg, hat in den Jahren 1983 bis 1989 von seiner

Arbeit, seinen Erlebnissen und Begegnungen viele Briefe und Berichte verfasst. Wir sind sicher, dass diese Sammlung auch nach vielen Jahren noch Ihr Interesse wecken wird. Die Ereignisse, die Jürgen Eisenberg im Libanon erlebt und durchgestanden hat, werden durch seine Berichtsform noch einmal in der Erinnerung lebendig.

Das Buch mit dem Titel „... wo sind die Vögel geblieben im Libanon ...“ zeigt die feinfühlig und genaue Beobachtung seiner Umwelt, wie diese in all den Kriegsjahren und dem Terror gelitten hat und geschunden wurde. So schreibt er in vielen Briefen und Berichten nicht nur von Krieg und Zerstörung, sondern auch von sehr fröhlichen und bewegenden Erlebnissen in seiner Gemeinde. Das Buch mit 300 Seiten Umfang kostet Euro 18,00 incl. Verpackung und Versand. Sollten Sie an einem oder mehreren Exemplaren interessiert sein, geben Sie bitte Ihre Wünsche bis Ende Oktober 2011 über eines der unten genannten Medien bekannt.

Hans-H. Eisenberg, Bültestr. 10, 31787 Hameln
Telefon: 05151/88594
Fax: 05151/815969
Email: eisenbergs@live.de

Hans-H. Eisenberg



Hineingehört:

Musik-CD:

HABAKUK – Ein Fenster zum Himmel, 14 Songs, Booklet mit den Texten, Strube-Verlag, München 2011, 15,- Euro, Bestellung siehe: www.habakuk-musik.de.

Habakuk, die 18. Studioproduktion der Frankfurter Band, eröffnet ein Fenster zum Himmel. Geerdet durch die Themen der Zeit gelingt ein Blick über unsere Zwänge und Gewohnheiten hinaus. Aus dem Blickwinkel von Marktideologie und Globalisierung, Selbstwertgefühl und Sündenböcke, Krankheit und Lebensträume, Kettenreaktionen und Spiel-taktik, Mitmenschlichkeit und Spiritualität eröffnen die Lieder eine andere Sicht und stellen Hörerinnen und Hörer unter einen weiten Himmel. Es geht darum, nicht zu resignieren im alltäglichen Getriebe und angesichts der Katastrophen und Krisen, die unsere Welt

immer wieder aufs Neue erschüttern und vor die Bitte aller Bitten stellen: „Lass dich finden, verbirg dich nicht. Lass mich finden dein Angesicht.“ So schreibt Eugen Eckert – Bandmitglied und Frankfurter Studentenfarrer –, der alle Texte der 14 Songs geschrieben hat, im Vorwort des Booklets zur CD: „Darum singen wir von grünen Wiesen und frischem Wasser, von Trost und Heilung, von der Freude am Spiel, von einem Leben, das glückt, von Liebe, die bleibt, auch von der Auferstehung: weil wir vom Sieg des Lebens träumen, auch für die Menschen in den Katastrophen- und Krisenregionen dieser Erde.“

Je sechs der vierzehn Songs haben Jan Koslowski bzw. Andreas Neuwirth vertont. Mit Christoph Maurer zusammen sorgten die beiden für die Arrangements. Gastmusiker erweiterten die Palette der Blasinstrumente. Laura Doernbach und Esther Fischer hört man abwechselnd als Solosängerin. Gefühlvolle Stücke wie „Endlich habe ich es gewagt“ oder „Ein Segen sein“ wechseln sich mit temperamentvollen Liedern wie „Lass dich finden“ oder „Dominoeffekt“ ab. Mir persönlich gefallen auf dieser CD am besten das rockige „Woran dein Herz hängt“, der Song zum 33. DEKT in Dresden 2011 sowie das groovige „Sündenbock“ und das gitarrendominierte „Vielleicht ist’s so“.

Habakuk, die schon vor 5000 Kirchentagsbesuchern spielen konnten, haben auch auf dieser CD ihre schöpferisch-kreative Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Ihnen ist wieder einmal ein Album gelungen, das versteht mitzureißen und nachdenklich zu stimmen, Hoffnung zu wecken und zum Aufbruch zu ermutigen, den Himmel zu öffnen und Licht in dunkle Räume zu bringen.

Kurt Rainer Klein



Otto Böcher, Die Lutherkirche zu Worms. 3., neu bearb. Auflage, 2011. Reihe: Rheinische Kunststätten; Heft 138. Herausgeber: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Köln. Neusser Druckerei und Verlag, Neuss 2011, 24 S., 28 Abb. ISBN 3-86525-071-0.

Auch die dritte, neu bearbeitete Auflage seiner die Bau- und Religionskultur der

Wormser Lutherkirche in Wort und Bild kundig und ansprechend darstellende und in die jeweiligen historischen Rahmenbedingungen einzeichnende Monographie hat Otto Böcher wiederum dem Gedächtnis seines dort von 1929-1961 als Diakon tätigen Vaters gewidmet. Die durch den konfessionellen Antagonismus zwischen dem reichsrechtlich gesicherten Fortbestand des katholischen Bistums Worms mit seinem Dom sowie den Stifts-, Pfarr- und Klosterkirchen (die Dom-, Stifts-, Pfarr- und Ordensgeistlichen umfassten bis zu 500 Personen!) einerseits und der mehrheitlich protestantischen Bürgerschaft andererseits bestimmte Wormser Kirchengeschichte hat sich auch in den Kirchenbauten und deren Geschichte niedergeschlagen. Stadt- und sozialgeschichtlich verdankt sich der Bau der am 10.11.1912 in Gegenwart des hessen-darmstädtischen Großherzogs Ernst Ludwig eingeweihten, von dem katholischen Darmstädter TH-Professor und Kirchbaumeister der evangelischen Landeskirche des Großherzogtums Hessen Friedrich Pützer (1871-1922), dem Architekten auch der Darmstädter Paulus- und der Wiesbadener Lutherkirche entworfenen und von den Bildhauern Ludwig Habich und Augusto Varnesi sowie Ernst Riegel als profilierte Vertreter des Jugendstils Darmstädter Prägung mitgestalteten Wormser Lutherkirche der durch den Aufschwung der Wormser Lederindustrie notwendig gewordenen Stadterweiterung.

Kulturgeschichtlich handelt es sich bei der Wormser Lutherkirche als einem „bis ins letzte Detail dem Darmstädter Jugendstil verpflichteten“ Bauwerk aber auch um eine Repräsentation des von Großherzog Ernst Ludwig vor allem durch die Einrichtung der Künstlerkolonie Darmstadt geförderten Darmstädter Jugendstils, der in Worms zudem durch die dem Darmstädter Hof verbundenen Wormser Industriellen- und Mäzenatenfamilie v. Heyl gefördert wurde. Pützer war ein bedeutender Wegbereiter des „Wiesbadener Programms“ von 1891 für den evangelischen deutschen Kirchenbau.

Die Geschichte der Wormser Lutherkirche ist für Böcher im Grunde aber auch eine vor allem durch „voreingestellte“ Pfarrer verursachte „Leidensgeschichte“! „Kein Zweifel, die Kirche von 1912 war ein Werk aus einem Guss, dabei von hoher künstlerischer Qualität, wert, der Nachwelt unverändert überliefert zu werden.

Dennoch begannen schon früh größere und kleinere Eingriffe in die Substanz der Innenausstattung“ (16). Ein „Kannä“ war für Böcher dann der Umbau von 1960/1963, wobei die staatliche Denkmalspflegebehörde noch das Schlimmste dieser Unterwerfung unter den inzwischen herrschenden theologischen und künstlerischen Zeitgeschmack (18f.) verhindern konnte. Der Bogen spannt sich hier von Auswirkungen einer frühbarthianischen Differenztheologie des „Wortes Gottes“ bis hin zur „Berneuchener“ Symboltheologie (Ev. Michaelsbruderschaft): Beide waren, jetzt auch kirchenbehördlich durch entsprechende TH-Absolventen unterstützt, dem früher gerade von der TH Darmstadt geförderten Jugendstil abhold! Erst um 2000 entwickelte sich wieder ein Verständnis für den Jugendstil, was in der Wormser Lutherkirche einzelne Korrekturen früherer stilwidriger Eingriffe ermöglichte. Böchers abschließendes Urteil: „Gleichwohl bleibt die jetzt 100-jährige Lutherkirche Friedrich Pützers durch die Kraft ihrer Architektur, ihrer Raumgestalt und ihrer Ausstattung ein Juwel des Darmstädter Jugendstils“ (21). Dass es öfters des Schutzes der Kirchengebäude vor der Kirche selbst durch die staatliche Denkmalspflege bedurfte, sollte doch zu denken geben! Auf die für 2012 zu erwartende Festschrift der Wormser Lutherkirche zum ihrem hundertsten Jubiläum kann man gespannt sein!

Karl Dienst



Uwe Schäfer Hg., Reformation und Bildungsreform. Beiträge des Melanchthon-Kolloquiums der Bundespräsident-Theodor-Heuss-Schule Homberg/Efze, Verlag Olten KG, Homberg/Efze 2011, 7,90 Euro, ISBN 978-3-00-034466-4, (erhältlich über uwe.schäfer@ekkw.de)

Anlässlich des Melanchthon-Jahres 2010 fand im Homberger Gymnasium Bundespräsident-Theodor-Heuss-Schule ein anspruchsvolles Kolloquium statt, das im vorliegenden Büchlein dokumentiert ist. „Weil der Wittenberger Reformator wesentlich zur Schulreform in Deutschland beitrug und als erster weg-

weisender Vordenker der ‚höheren Schule‘ gilt, liegt es durchaus nahe, dass das Gymnasium der hessischen Reformationsstadt Homberg/Efze, die selbst ihr Reformationsjubiläum im Jahre 2026 zur Erinnerung an die Synode feiert, an solche Impulsgebungen gern anknüpft, um den Themenkomplex ‚Reformation und Bildungsreform‘ in eigenständiger Weise aufzuarbeiten und im Hinblick auf ihren Kontext weiterzuführen“, schreibt der Herausgeber Pfr. Dr. Uwe Schäfer, der selbst an der Schule tätig ist, im Vorwort. Am Anfang stehen zwei Beiträge von Schülerinnen und Schülern, die die Person Melanchthons und die Lebensumstände zur Zeit der Reformation beleuchten und auf verschiedene Weise darstellen, u.a. in einem fiktiven Interview mit dem Reformator. Im Anschluss stellt Uwe Schäfer die Frage nach dem bildungstheoretischen Denken bei Melanchthon, insbesondere einen möglichen Zusammenhang zwischen Religion/Reformation und Gewalt. Prof. Dr. Jürgen Schulz-Grobert bedenkt die „Reformation als Bildungsreform zwischen Theorie und Praxis“ anhand der Person von Valentin Ickelsamer (mit dessen zeitweise sehr kritischen Distanz zu Martin Luther). Der Festvortrag von Privatdozent Dr. Jürgen Helm aus Halle mit dem Titel „Martin Luther und die Medizin“ bildet einen interessanten und bereichernden Abschluss des Büchleins, das dazu beitragen möchte, „die bildungstheoretische Relevanz der Person Philipp Melanchthon etwas ins Bewusstsein zu setzen“ (Schäfer, S. 7) und dem Reformator auf (auf alle Fälle für Theologinnen und Theologen) weniger ausgetretenen Pfaden neu auf die Spur kommt.

Susanna Petig

Presseinformation



PAX-FAMILIENFÜRSORGE Krankenversicherung:

Leistungsmanagement auch bei schwerwiegenden psychischen Erkrankungen

Die Zahl psychisch bedingter Krankheitstage nimmt laut Angaben deutscher Krankenkassen immer weiter zu. Diese Entwicklung hat auch die PAX-Krankenversicherung erkannt und baut bei diesen schwerwiegenden Erkrankungen ihre Kooperationen im Leistungsmanagement aus. Sie haben jetzt Kooperationsverträge mit acht Privatkliniken geschlossen. Damit verfügt der Krankenversicherer im Raum der Kirchen mittlerweile über rund 71 Kooperationspartner im Gesundheitsbereich.

Bei den jetzt als Kooperationspartner gewonnenen Kliniken handelt es sich um die Inselklinik Heringsdorf auf Usedom, die Klinik Wersbach in Leichlingen-Witzhelden, die Helios-Klinik Schwedenstein in Pulsnitz, die Panorama-Fachkliniken in Scheidegg/Allgäu, die Habichtswaldklinik in Kassel, die Schön-Klinik Bad Staffelstein, die Schön-Klinik Bad Bramstedt sowie die Schön-Klinik Berchtesgadener Land in Schönau am Königsee. Sie können den Versicherten nicht nur eine breite medizinische und qualitativ hochwertige Versorgung anbieten. Zusätzlich profitieren die Versicherungsnehmer von garantierten Serviceleistungen, wie beispielsweise der kurzfristigen Terminvereinbarung oder speziellen Behandlungspfaden und Komfortmerkmalen.

Auch beim Thema Essstörungen von Kindern und Jugendlichen ist eine Zunahme der Erkrankungen festzustellen. Bei rund 20 Prozent aller 11- bis 17-jährigen Jugendlichen in Deutschland liege ein Verdacht auf eine Essstörung vor, hat das Robert-Koch-Institut kürzlich festgestellt. Hier konnte mit der Klinik am Corso in Bad Oeynhausen eine Zusammenarbeit vereinbart werden. Die Klinik ist seit ihrer Gründung im Jahr 1985 Deutschlands einzige ausschließlich auf die Behandlung von Essstörungen spezialisierte Klinik.

Des Weiteren konnte die **PAX-FAMILIENFÜRSORGE** Krankenversicherung das Schmerzzentrum Bad Mergentheim als Kooperationspartner gewinnen. Die Klinik ist auf Schmerzzustände jeglicher Art spezialisiert und führt Krankenhausbehandlungen im Rahmen einer multimodalen Schmerztherapie durch. Die Schwerpunkte der Behandlung liegen insbesondere bei der Behandlung von Migräne, Kopf- und Gesichtsschmerzen, Rückenschmerzen sowie Morbus Sudeck und Fibromyalgie. Ein spezieller Schwerpunkt liegt in der Behandlung von Patienten mit chronischen Schmerzerkrankungen die mit psychischen Begleiterkrankungen (Burn-Out-Syndrom, depressive Störungen, Angststörungen) einhergehen.

Die Versicherer im Raum der Kirchen, **BRUDERHILFE-PAX-FAMILIENFÜRSORGE**, bieten mit ihren rund 350 hauptberuflichen Vermittlern und 1.500 Vertrauensleuten in kirchlichen Einrichtungen und Gemeinden ein bundesweit gut ausgebautes Netz für den Service vor Ort an.

Ihren persönlichen Ansprechpartner vor Ort finden Sie unter www.bruderhilfe.de.

Kleine Sünden

(mdg) Manchmal wünschte man sich ja schon, kleinere oder größere Fehlritte einfach ausradieren zu können. Im Zusammenhang mit dem Deutschlandbesuch von Papst Benedikt XVI. gibt es dafür jetzt ein praktisches Hilfsmittel. Neben den zahlreichen Standard-devotionalien, die sich die Marketing-Industrie ausgedacht hat: Kaffeetassen, bedruckte Kissen und Rosenkränze, gibt es nun auch noch den „Ratzefummel“. Der (oder das?) „Ratzefummel“ ist nichts anderes als ein Radiergummi mit dem Konterfei von Joseph Ratzinger. Der Sprachwitz hält sich dabei in Grenzen, aber dafür ist die Beschreibung des Herstellers von besonderem Reiz: Mit dem „Ratzefummel“ könne man kleine Sünden ganz schnell ausradieren. Und das für 1,50 Euro das Stück. Das klingt doch irgendwie nach einer traditionell römisch-katholischen Idee... Gut übrigens, dass wir Protestanten für die Fehlritte die „Luthersocken“ haben – die mit dem Aufdruck „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfußertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: m.dietrich-gibhardt@dwo-online.de.

Redaktionskommission: Dekan i.R. Lothar Grigat, Kasselweg 20, 34225 Baunatal-Großenritte, Tel. (0 56 01) 89 57 76; Pfr. Kurt Rainer Klein, Pfaffenwaldstr. 21, 55288 Schornsheim, Tel. (0 67 32) 33 67; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhain, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 11. 2011

Inhalt:

Editorial 110

Evangelische Kirche in Hessen und Nassau
Wie hältst du es mit der Bildung?
Wolfgang Lück 111

Interview
Martin Luther über Bildung und Erziehung
Fragen: Jörg Scholz 114

Frankfurter Oper und christliche Ikonographie
Tosca und das Kreuz...?
Marian Zachow 116

Vortrag
Die Kultur, die Kunst und der Protestantismus
Manfred Kühn 122

Für Sie gelesen 124

Bruderhilfe: PAX-Familienfürsorge 128

Persönliche Nachrichten 129

Auch das noch 131

130

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Verfasser.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F
Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1
Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A
60389 Frankfurt